

„Rahim, erzähle mir ein Märchen.“
„Wozu denn?“ antwortet Rahim, ohne sich auch nur zu mir zu wenden. Doch da ich auf meiner Bitte beharre, erklärt er: „Ich habe sie Dir schon alle erzählt, ich weiß keines mehr.“

Rahim läßt sich gern bitten, und so bringe ich weiter in ihn. Endlich willigt er ein:

„Ich werde Dir ein Lied vortragen, willst Du?“
Und indem er die Originalmelodie des alten Steppenliedes zu wahren suchte, begann er.

Eine Natter kroch auf den Gipfel des Berges und kauerte sich zusammengerollt in eine Höhle, die aufs Meer hinausging.

Die Sonne strahlte am Himmel, und ein warmer Brodem stieg aus dem Gebirge auf. In der Tiefe brach das Meer seine Wogen an den Felsen.

Durch die Finsternis der Höhle schoß ein Strom. Weiß schäumte er an den Granitfelsen und stürzte sich dann jäh in zorniger Kaskade ins Meer.

Plötzlich fiel ein verletzter Falke hoch aus den Lüften in die Höhle, in der die zusammengerollte Natter schlief.

Seine Brust war blutig. Purpurner Tau besiedelte sein Gefieder. Mit einem Schrei sank er herab, und in ohnmächtigem Zorn schlug er wütend mit dem Schnabel auf den Felsen.

Im ersten Moment erschrocken, wich die Natter klug zurück. Dann, als sie sah, daß der Vogel nur noch einige Augenblicke zu leben hatte, kroch sie zu ihm und ihm frech in die Augen sehend, zischte sie:

„So, Du willst sterben?“
„Ich sterbe...“, sagte der Falke. „Aber ich habe gelebt... habe mein Leben ausgefüllt... Ich sterbe, nachdem ich mich tapfer geschlagen... Ich habe den Himmel gesehen... Aber Du wirst ihn nie so nahe sehen, armes kriechendes Wesen, Du...“

„Den Himmel!“ höhnte die Natter. „Was ist denn der Himmel? Ein leeres Nichts. Wozu denn so hoch kriechen? Man fühlt sich ja hier so wohl in dieser warmen Feuchtigkeit.“

So sprach die Natter zu dem stolzen Falken, und im stillen lachend dachte sie: Ob man fliegt oder kriecht, das Ende ist doch dasselbe. Wir gehören alle zur Erde und enden an ihrer Brust... im Staube.“

Doch ein Schaudern schüttelte plötzlich den kühnen Vogel. Er richtete sich auf und durchsuchte die Höhle mit dem Blick. In dem Halbdunkel sickerte das Wasser durch den Fels.

Er raffte seine letzten Kräfte zusammen und schrie schmerzlich: „Ach wäre es mir doch noch einmal vergönnt, ein letztes Mal noch zum Himmel aufzusteigen!“

„Zum Himmel!“ dachte die Natter. „Ist das Leben denn da so herrlich, daß dieser Vogel sich so danach sehnt! Nun, schleppe Dich zum Rande der Höhle,“ sagte sie zum Falken, „und schwinde Dich in die Lüfte. Vielleicht haben Deine Fittiche noch die Kraft, Dich zu tragen, und Du kannst dann noch einige Augenblicke in Deinem Element weilen.“

Der Falke erbebt, stieß einen schwachen Schrei aus... schleppte sich fort... klammerte sich mit den Krallen an den glatten Fels und erreichte den Ausgang der Höhle. Ganz am Rande atmete er die reine Höhenluft und breitete die Schwingen aus...“

Ein letztes Leuchten flackerte in seinen Augen, dann sank er hinab... fiel wie ein Stein, von Fels zu Fels, brach die Flügel und zerriß sich die Brust an den Kanten.

Und der Strom erfaßte ihn, hüllte ihn in ein Schaumgewand, wusch die blutenden Wunden aus und trieb ihn zum Meer. Und sein Leichnam verlor sich in der Unendlichkeit der Wogen.

In der Höhle zurückgeblieben, dachte die Natter lange an den verschwundenen Vogel und an das, was er vom Himmel geredet. Zum erstenmal hob sie die Augen zu dem fernen Reich, wo so viele Blicke die Illusion des Glückes suchen.

Was mochte der Falke denn nur in dieser unermeßlichen blauen Wüste sehen? Weshalb hatte er noch im Sterben ihre Seele in Unruhe gestürzt, indem er ihr seine Schwärmerie für die Höhen zuschrie? Und sie dachte: „Wie, wenn auch ich versuchte, dieses Glück zu kosten?“

Und schon entrollte sie schnell ihre Ringe und schnellte über den Rand der Höhle ins Leere. Einen Augenblick glänzte das schmale Band ihres Körpers in der Sonne. „Wer zum Kriechen geboren ist, kann nie zur Höhe fliegen!“ Und schwer schlug die Natter auf den Boden auf.

Doch ihr geschmeidiger Körper empfand keinen Schmerz, und im stillen lachend, rief sie aus:

„Das ist also der ganze Reiz eines Fluges zum Himmel! Man schwebt ja in Gefahr, zerschmettert zu werden! O lächerliche Vögel, die die Wonnen der Erden nicht kennen und sich nach dem Himmel sehnen! Den Himmel habe ich auch gesehen, habe erkannt, daß seine strahlende Schönheit nur Leere und Enttäuschung in sich birgt. Befingt den Ruhm des Himmels, arme Vögel — ich bin auf der Erde geboren und bleibe auf der Erde.“

Und indem sie die Ringel ihres Leibes wieder zusammenrollte und den Kopf verächtlich dem Licht zuwendete, schlief die Natter abermals auf dem Felsen ein.

Das Meer glitzerte in der Sonne und peitschte wütend die Klüfte. Und da, mitten in ihrem Toben, stimmten die Wogen ein Lied an — das Lied des stolzen Falken. Unter ihren furchtbaren Schlägen erbeben die Felsen, und ihr Gesang schien den Himmelsdom zu erschüttern.

Wir besingen die Heldenkühnheit der Tapferen!
Die Heldenkühnheit ist die wahre Weisheit!
Kühner Falke, edler Falke, deinen Wunden entströmte dein reines Herzblut.

Doch nun wird ein Tag kommen, da jeder Tropfen in der Nacht leuchten wird wie ein Funke. Und alle kühnten Herzen werden schwärmerisch träumen von Freiheit und Licht. Und immer wirst du das lebende Symbol bleiben, das die Herzen der strahlenden Morgenröte entgegenhört!

Wir besingen die Heldenkühnheit der Tapferen!

Rahims Stimme verstummt. Der Gesang ist zu Ende. Schwerenmütig plätschern die Wogen am Strande, und der Mond gießt seine Silberstrahlen auf das fast regungslose Meer. Die Sterne zeichnen geheimnisvolle goldene Schriftzüge an den Himmel: der Geist ist verwirrt wie in der Erwartung einer Enthüllung. Alles schläft, doch in so leichtem Schlummer! Es ist, als wolle im Augenblick alles erwachen und die Stimme aller Dinge, aller Wesen sich in einem unendlich sanften Akkord vereinen. Und diese Harmonie wird das Geheimnis der Welt entschleiern... wird die Seele einhüllen und sie in die Unendlichkeit tragen, wo bei ihrer Begrenzung die Gestirne selbst erbeben werden bei der göttlichen Musik der Erkenntnis.

Zeugen und Rufer.

Wenn das Geld, nach Augier, „mit natürlichen Blutflecken auf einer Backe zur Welt kommt“, so das Kapital von Kopf bis Zeh, aus allen Poren, blut- und schmutztriefend.

Marx, Das Kapital (1866).

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.



Arbeiterpolitik

2. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 12

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
.. Numunderstraße Nr. 23. ..

Bremen, den 24. März 1917

Einzel-Nummer 15 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 60 Pfg.,
vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellgeld

Inhalt:

Die Revolution in Rußland	Seite 89
Die Lage der russischen Arbeiterschaft	90
Gewerkschaftsprobleme von W. Meppen (Schluß)	93
Ein holländischer Kohlenruß	95
Reformistische Quacksalbereien	96

Die Revolution in Rußland.

Der März 1917 wird in der Geschichte der Menschheit nicht weniger als Beginn einer neuen Epoche gelten, wie der März 1848. Die russische Revolution ist ausgebrochen. Selbst die spärlichen Nachrichten, die über die Ereignisse vom 9.—13. März, die Tage des Durchbruchs, schon vorliegen — es sind neben der offiziellen Darstellung der neuen russischen Regierung, die Telegramme der Times, Temps, Corriere de la Sera — lassen keinen Zweifel über die Entwicklung und den Charakter der revolutionären Ereignisse zu. Unter den Proletariern Petersburgs, Moskaus und anderer Großstädte Rußlands stieg die Gärung wegen der Lebensmittelnot, der vollkommenen Verklavung, der Kriegsdauer von Monat zu Monat. Die Arbeiter forderten Brot. Sie begnügten sich nicht mit den Wechseln auf die Zukunft nach dem Kriege, die ihnen die russischen Sozialpatrioten und Liberalen in Hülle und Fülle ausstellten. Zuerst den Sieg über Deutschland, dann den Sieg über den Zarismus erringen, erklärten die Sozialpatrioten. Wir wollen nicht mehr bluten für den Imperialismus, noch das Joch des Zarismus ertragen — antworteten die Sozialdemokraten und ihre Worte fanden ein millionenfaches Echo in den Herzen der Arbeiterschaft. Es gilt zu kämpfen! riefen die Sozialdemokraten. Und sie fanden Gehör. Wer jetzt in den Nummern des Sozialdemokraten, des in Genf erscheinenden Zentralorgans der russischen Sozialdemokratie, nachblättert, der findet in ihm Nachrichten über eine Reihe von Demonstrationstreiks — so der Massentreib in Petersburg am 22. Januar, dem Jahrestag der russischen Revolution — von Munitionstreiks, von Demonstrationen. Gleichzeitig wurde direkte revolutionäre Agitation im Heere geführt.

Die Unzufriedenheit der Arbeitermassen stieg in den letzten Monaten zu solchem Umfang, daß die führenden Kreise der russischen Sozialdemokratie mit dem Nahen der Revolution rechneten. Die ausländischen Vertreter des Zentralkomitees der russischen Sozialdemokratie erhielten z. B. in den ersten Märztagen einen von Anfang Februar datierten Brief aus Moskau, der geradezu erklärt: wir gehen der Revolution entgegen und

arbeiten auf sie hin. Diese Auffassung wurde nicht Lügen gestraft. Anfangs März begannen in Moskau und Petersburg große Hungerrevolten. Die Arbeiter und Arbeiterfrauen stürmten die Bäckereien und Lebensmittelgeschäfte. Die Fabriken wurden stillgelegt, die Straßenbahnen aufgehoben. Die Massen überfluteten am 7., 8. und 9. die Straßen Petersburgs. Die Regierung entsandte Truppen, drohte öffentlich mit Waffengewalt, und ließ schließlich schießen. Hunderte von Arbeitern blieben tot liegen.

Aber dies war der Anfang vom Ende. Die durch die Ereignisse aufgewühlten Truppen der Hauptstadt — Arbeiter und Bauernsöhne — erkannten, was die Verteidigung des zarischen Vaterlandes bedeutet: sie sollten nicht nur das Blut der Deutschen vergießen, sondern zu Henkern ihrer eigenen Brüder werden. Ein Teil der Petersburger Garnison nach dem anderen weigerte sich zu schießen, vielerorts wurden höhere Offiziere erschossen. Die jüngeren Offiziere — es handelt sich um Reserveoffiziere — die sich dank dem ungeheuren Verlust an Offizieren im Kriege fast ausschließlich aus den Kreisen der akademischen Jugend, der Lehrerschaft usw. rekrutieren, begannen teils zu schwanken, teils stellten sie sich direkt an die Spitze der meuternden Soldaten. Ein Teil der Soldaten ließ sich aber weiter gegen die Arbeitermassen gebrauchen und so floß tagtäglich das Blut der Arbeiter in den Straßen Petersburgs.

Inzwischen beriet die Duma. Dank dem Schandgesetz vom 16. Juni 1907 besteht bekanntlich die Mehrheit der Dumaabgeordneten aus den Vertretern des konterrevolutionären imperialistischen Grundbesitzes und der Industriellen. Sie will den Krieg bis zum Siege des Imperialismus führen, bis Konstantinopel sich in den Händen des Zaren befinden wird. Sie ist zarenfreundlich, antidemokratisch, sie hat alle Taten des weißen Terrors, der nach dem Siege der Konterrevolution Rußland von neuem verwüstete, gutgeheißen. Trotzdem mußte sie die Regierung anklagen und die Milderung der Volksnot fordern, weil sie fürchtete, daß das Volk aufstehen und so die Aussicht auf den Krieg bis zum siegreichen Ende vereiteln könnte. Aber sie wagte nicht, etwas gegen die Regierung zu tun. Denn nach einem Briefe, den der jetzige „neue“ Kriegsminister und Fabrikant Gutschkow an den General Alexsejew schrieb — der Brief ist in der vorletzten Nummer des „Sozialdemokrat“ veröffentlicht worden — fürchteten sie, daß sie durch den Kampf gegen die Regierung die Sintflut, d. h. die proletarische Revolution herbeiführen könnten. Schon als

die Gerichte von den wachsenden großen Demonstrationen verbreitet wurden, veröffentlichte der Führer der Liberalen, Miljukow, der in der neuen Regierung Minister des Auswärtigen ist, ein Manifest, in dem er die Arbeiter kniefällig bittet, von solchen Unbesonnenheiten abzusehen, da sie dadurch nur der Reaktion dienen würden. Aber die Arbeiter ließen sich von den „Unbesonnenheiten“ nicht abhalten.

Das Resultat war, daß am 11. März 25 000 Soldaten auf die Seite der Arbeiterschaft traten, die reaktionären Offiziere töteten, die Arsenale besetzten, Waffen unter die Arbeiter verteilten. Die Duma suchte selbst in dieser Situation den Zaren zu retten. Am 11. März sendet sie an ihn ein Telegramm: „Die Lage ist ernst. In Petersburg herrscht die Anarchie. Die Regierung ist machtlos. Der Transport von Lebensmitteln und Brennstoffen ist völlig desorganisiert. Die Unzufriedenheit steigt. Auf den Straßen wird geschossen. Die Soldaten schießen, die einen auf den andern. Es wird zur Notwendigkeit, sofort einen Mann, der das Vertrauen des Landes genießt, mit der Bildung eines neuen Kabinetts zu betrauen. Neues Zögern ist unmöglich. Jede Verzögerung ist gleichbedeutend mit dem Tod. Wir beten zum Himmel, daß die Verantwortung auf uns, nicht auf die Krone falle.“ Und als der Zar sie nicht einmal einer Antwort würdigte, telegraphierte sie: „Die Lage wird immer schlimmer. Es ist notwendig, sofort zu handeln. Morgen wäre es zu spät. Die Stunde ist angebrochen, in der über die Geschichte des Landes und der Monarchie entschieden wird.“

Die imperialistische Bourgeoisie wollte keine Revolution und als diese schon gegen sie ausgebrochen war, als sich die Arbeiter im Arbeitskittel mit dem Militär vereinigen, da war ihr erster Gedanke: Rettung des Zaren. Aber der Zarismus ist nicht zu retten und deswegen mit Blindheit geschlagen. Und der Zar antwortete nicht. Dagegen klopfen an die Türe der Duma die Vertreter der Soldaten und Arbeiter und drängten zum Entscheid. Draußen erbrachen die Arbeiter die Tore der politischen Gefängnisse, in allen Fabriken wählten sie auf je tausend Mann einen Vertreter, ebenso tat jede Soldatenkompanie. Arbeiter und Soldaten umzingelten die Duma und unter diesem proletarischen Druck entschlossen sich diese Revolutionäre gegen ihren Willen zu dem Beschluß, vom Zaren den Rücktritt zu fordern. Die Arbeiter und Soldaten arretierten alle Vertreter des alten Regimes, Minister und Würdenträger. „Der Zar muß sofort den Wünschen der am meisten gemäßigten Elemente seiner Untertanen entgegenkommen, sonst wird der Einfluß des provisorischen Komitees der Duma in die Hände der Sozialisten gelangen, die eine Republik zu errichten wünschen“ — notierte am 14. März der Korrespondent der „Times“. Aber der Zar floh vor den „gemäßigten“ Elementen nach Oskow, um bei seinen Generälen Schutz zu suchen. Da waren die Brücken zwischen der Duma und ihm abgebrochen.

Da entschließt sich die Duma eine provisorische Regierung aus Vertretern der liberalen Bourgeoisie und Großgrundbesitzern zu wählen. Die Angst vor dem Widerstand der zarischen Elemente, deren Mobilisierung durch die Flucht des Zaren bevorzustehen schien, nötigte die Duma um die Gunst der Arbeiter zu werben. Sie

wählte in die provisorische Regierung den Rechtsanwalt Kerenski, einen Vertreter des kleinbürgerlichen Sozialismus, sie verkündete sofortige Amnestie, versprach die Einberufung der konstituierenden Versammlung, auf Grund des allgemeinen Wahlrechts, verlieh den Arbeitern alle Freiheiten. Inzwischen überzeugte sich der Zar, daß momentan der Kampf unmöglich ist und er trat zugunsten seines Bruders ab.

Das ist der Gang der Ereignisse, wie sie bis zum 18. März bekannt sind. In Rußland hat einstweilen die Revolution gesiegt. Der neue Zar sieht sich genötigt, den Ereignissen so sehr Rechnung zu tragen, daß er die Krone nur dann behalten will, wenn sie ihm durch eine Volksabstimmung bestätigt wird. Aber es wäre unweiszlich, anzunehmen, daß der Sieg der Revolution dadurch garantiert ist. Die feudal-imperialistische Reaktion, die Nutznießer des Zarismus, werden nicht ohne weiteres die Waffen strecken. Der Kampf zwischen ihnen und der liberalen Bourgeoisie steht bevor, der Kampf, der auf beiden Seiten mit den Waffen in der Hand geführt wird. Und die liberale Bourgeoisie, die den Arbeitern das Blaue vom Himmel verspricht, um für einen Bissen Brot und Freiheit von ihnen das Recht zum weiteren Blutvergießen zugebilligt zu bekommen, wird den Arbeitern weder Brot verschaffen, noch die Ketten der Sklaverei in den Munitionsfabriken von ihnen nehmen.

Und schließlich haben die Arbeiter nach 32 Kriegsmontaten nicht dafür die Revolution gemacht, um weitere 32 Monate zu bluten. Die in blutigen Kämpfen geborene russische Revolution wird in ihrem weiteren Verlauf noch stürmische Bürgerkriege hervorrufen.

Und damit ist die Frage von ihrer Bedeutung für den Weltkrieg beantwortet. Die Liberalen Rußlands hoffen durch die von ihnen nicht gewollte Revolution die Kriegführung zu stärken. Die Presse der Entente und der deutschen Sozialpatrioten nennen sie die Revolution für den Sieg. Sie ist aber eine Arbeiterrevolution.

Die Lage der russischen Arbeiterschaft.

Auch vor dem Kriege war das Leben der Proletarier in Rußland wahrlich nicht allzu süß. Von den politischen Verhältnissen ganz zu schweigen, so drückte die relativ schwache Entwicklung der Produktivkräfte einerseits (das Bestehen einer großen Reservearmee proletarisierter Bauern), und die verhältnismäßig starke Organisation der Ausbeuterklasse andererseits, mächtig auf den Arbeitslohn, so daß er auf einem unglaublich niedrigen Niveau stand. Dester war er kleiner als der Wert der Arbeitskraft, so daß der Arbeiter sich gezwungen sah, die notwendigsten Lebensbedürfnisse unbefriedigt zu lassen. Der hartnäckige, ungeheure Opfer kostende Lohnkampf wurde ständig durch die Lebensmittelteuerung durchkreuzt, so daß vor dem Kriege das durchschnittliche Fallen des Reallohnes auch in Rußland bemerkbar war.* Während der neunjährigen Periode 1901—1909 stieg der Geldlohn um 18 Prozent,

* Es ist übrigens eine ziemlich allgemeine Tendenz der imperialistischen Vorkriegs-Periode. In den Vereinigten Staaten z. B. sank der Reallohn von 100 im Jahre 1900 auf 85 im Jahre 1912. Ähnlich in England, wo in der Zeit von 1875 bis 1905 die Arbeitslöhne um 15, aber die Preise um 18 Prozent stiegen.

dagegen die Lebensmittelpreise (Fleisch, Brot, Mehl) um 38 Prozent. Im Zeitraume 1903—1913 stieg der Geldlohn um 10,5 Prozent, dagegen die Lebensmittelpreise um 15 Prozent.

Seit dem Ausbruch des Krieges hat sich die Lage des Proletariats noch beträchtlich verschlechtert, obgleich es schien, daß es ganz unmöglich sei, unter noch schlechteren Bedingungen zu leben.

Der Reallohn sank schnell und ununterbrochen. Das durchschnittliche Steigen der Lebensmittelpreise seit dem Jahre 1913 betrug bis zu Dezember 1915 mindestens 76 Prozent* und bis Mitte 1916 etwa 100—120 Proz.** Dagegen stieg der Geldlohn von 1913 bis Juni 1916 höchstens um 48 Prozent im Moskauer Industriebezirk oder 50 Prozent im Petersburger Bezirk.*** Die Versicherungskassen berechnen für den Wolgaer Bezirk diesen Zuwachs auf nur 25 Prozent. Dabei sei bemerkt, daß wir mit mittleren Löhnen operieren, und daß die hochqualifizierte, ganz speziell für die Kriegsindustrie notwendige Arbeit natürlich eine beträchtlich größere Geldloohnerhöhung bekommen hat. Es besteht also ein kolossaler Unterschied zwischen der Lebensmittelteuerung und der Erhöhung des Geldlohnes, und dieses gewaltige Nachbleiben des Geldlohnes trieb die letzten Familienmitglieder, die früher noch zu Hause bleiben durften, zu den Unternehmern und zwang die schon arbeitenden zur Ueberspannung und zur Erstarbeit.

In seiner Mehrheit fordert das Proletariat immer beharrlicher von den Unternehmern Erhöhung des Arbeitslohnes. Es entsteht auch während des Krieges eine ganze Reihe von Lohnkämpfen, die oft mit Streiks endigen. Vom Frühling 1915 an gewinnt die Streikbewegung immer größeren Umfang, und jagt schon im Herbst 1915 den Machthabern großen Schrecken ein. Wir hören die fordernden Stimmen nicht nur der Fabrik- und Straßenbahnarbeiter, sondern der Stadt-, Post-, Telegraph- und anderer Angestellten. Es kamen sogar Fälle massenhafter Amtsniederlegungen vor, die von scharfen Erklärungen: „besser auf einmal sterben, als einem langsamen Hungertode ausgeliefert zu sein!“ begleitet wurden.

Selbstverständlich gehen die Unternehmer mit dem größten Unwillen sogar auf die kleinsten Konzessionen ein und wenn sie sich dazu genötigt sehen, so „lösen“ sie die unangenehme „Frage“ am liebsten mittelst der sogenannten temporären „Kriegszulagen“, die nicht größer als 20—30 Prozent vom Gehalt sind. Die Bourgeoisie stützt sich dabei auf die Regierung, welche ihr bereitwillig allerlei Beihilfe gegen die Arbeiter leistet. Es sei nur ein krasses Beispiel dieses brüderlichen Handinhandgehens angeführt. Als die Streikwellen im Herbst 1915 ziemlich stark gegen den festen Damm der kartellierten Bourgeoisie prallten, erließ im September desselben Jahres der Kommandant des Petrograder Militärbezirks einen allgemeinen Befehl über die „Bestrafung durch Verurteilung zum Zuchthause auf Fristen bis zu 6 Jahren mit Ver-

* Offizielle Daten.

** Allerlei Schätzungen.

*** Für andere Bezirke ist es schwierig, sogar einen annähernd mittleren Lohn zu berechnen. Er ist allerdings nicht höher als in den erwähnten Bezirken. Dabei machen wir noch darauf aufmerksam, daß die Teuerung in Petersburg und Moskau intensiver als in der Provinz ist.

lust aller Rechte. . . 1. für eigenmächtige Beendigung oder Verlassen der Arbeit, oder für eine Arbeitsverweigerung, 2. für ein Nichterscheinen ohne triftige Gründe zur Arbeit.“ Das war eine Unterstützung aus vollem Herzen und in einem Augenblicke, wo sie der Bourgeoisie ziemlich notwendig war. Wir sehen deshalb, daß die in Kriegskomitees organisierte, von der Regierung und den russischen Scheidemännern (Plechanow, Maslow, Potresow tutti quanti) von zwei Seiten unterstützte Bourgeoisie immer stärker und frecher auf die Arbeiterschaft drängt und alle Mittel ausnützt, um den Arbeitslohn auf ein immer niedrigeres Niveau zu pressen.

Unter dem Vorwande, daß ein „Mangel an Arbeitskräften“ in der Kriegsindustrie bestehe — in derselben Zeit überfüllen die Flüchtlinge und Evakuierten aus der westlichen Kriegszone den Arbeitsmarkt! — erbittet und erhält die Ausbeuterklasse von der Regierung die Genehmigung einer unbeschränkten Einfuhr von Chinesen, Koreanern und Persern und die Hilfe zum Einsaugen allerlei „Fremdstämmiger“ aus den asiatischen Grenzgebieten Rußlands (Sarten, Burjaten usw.). In verschiedenen Orten Rußlands öffnen sich allerlei Bureaus für Versorgung der privilegierten Industrie mit billigen Arbeitskräften, im fernen Orient gründet man Kontore, mit verdächtigen Kerlen als „Bermittler“, für das „Anwerben“ von Arbeitern aus der hungernden Bevölkerung. Diese Kontore „beuten — laut „Rjetch“ — die analphabeten Chinesen ganz schändlich aus, indem sie ungeheure Verträge fabrizieren, daß die Chinesen in eine völlige Leibeigenschaft verfallen.“

Diese Sklavenhändlerbuden müssen ein wahrhaftig schreckliches Wesen treiben, wenn — sogar ein Liberaler gegen sie austritt. Die „importierten“ Träger der Ware „Arbeitskraft“, welche freilich fast gänzlich in eine Ware schwarzer Sklaven verwandelt sind, kommen bis zu der Stelle, wo sie arbeiten sollen, nicht auf freiem Fuß, sondern in größeren Scharen vereinigt unter dem Konvoi (d. h. militärische Bewachung) von Soldaten, die unter dem Kommando eines Offiziers stehen, also ganz wie in den vergangenen Zeiten die Sklaventransporte z. B. aus Afrika nach Südamerika abgingen! Den Vertrag schließt man mit den Chinesen oder Persern dabei vor der Reise, also in den hungernden Provinzen, man schließt ihn auf größere Fristen, so daß sie, in Rußland angekommen, einen höheren Lohn fordern dürfen und dieser Lohn wird also von den „Bermittlern“ ganz eigenmächtig festgestellt, da der Chinese den Vertrag gar nicht durchlesen kann. Es kann uns deshalb gar nicht überraschen, daß dieser Lohn weit hinter dem Lohn der „Schwarzarbeiter“ (d. h. ganz ungelerner Arbeiter Rußlands) steht: Der Lohn der „Schwarzarbeiter“ beträgt jetzt 1,0—1,2 Rubel pro Tag, aber der Lohn der Chinesen schwankt von 50 bis 70 Rubel pro Jahr! Diese Sklaven müssen also mit etwa 10—20 Kopeken pro Tag leben! Wie das möglich ist, ist ganz unbegreiflich, wenn man nicht die „verfluchte Bedürfnislosigkeit“ mit in Betracht zieht. Ein Arbeiter vom Ural schreibt über das Leben dieser Unglücklichen, „daß die Hunde beim ordentlichen Hauswirte besser leben, als die Chinesen bei dem Grubenunternehmer“. Es ist auch begreiflich, daß ein Lohnkampf für sie noch viel schwerer als für einen gewöhnlichen russischen Arbeiter

ist, da ein bloßer Uebergang von einem Unternehmer zum andern und noch mehr eine „eigenmächtige“ Beendigung der Arbeit schwere Gefängnisstrafen nach sich zieht.

Diese Arbeit, die Arbeit der kontraktmäßig an den Unternehmer gebundenen Proletarier, ist — wie auch die Arrestantenarbeit — eine unfreie, sklavenartige Arbeit, und diese sklavenartige Arbeit wird von den Ausbeutern mit fester Hand durchgesetzt — bis jetzt sind schon einige Hunderttausend importiert — um den freien und eigensinnigen Proletarier zu bändigen.

Zu der kontraktmäßig gebundenen Arbeit gesellt sich dann die Arbeit der Kriegsgefangenen, die bereits große Dimensionen angenommen hat. Einige Beispiele mögen diese Tatsachensfeststellung illustrieren. Auf den Krimoroger Eisengruben (Südrussland), die 8300 Arbeiter insgesamt beschäftigen, machen die Kriegsgefangenen die Hälfte der gesamten Arbeiterzahl aus. Auf den Uraler Werken waren im Juni 1916 17,4 Prozent aller dort tätigen Arbeiter — Kriegsgefangene. Nach dem offiziellen Berichte des Kriegsindustriekomitees, welches die Zahl eher vermindert, waren auf allen Gruben Südrusslands im Jahre 1915 50 000 Gefangene tätig, dagegen forderten die Unternehmer für das Jahr 1916 genau das Doppelte, d. h. 100 000 Kriegsgefangene. Es ist dabei leider zur Zeit unmöglich den Arbeitslohn der Kriegsgefangenen, die in allerlei Industrieunternehmungen* beschäftigt sind, festzustellen, da er sorgfältig verhüllt wird, aber die bloße Tatsache der Kriegsgefangenengier der Unternehmer bezeugt, daß man dieser Kategorie der Arbeiter beträchtlich weniger zahlt, als den „freien“ Proletariern.

Zu diesen zwei Kategorien muß man die halb-freie Arbeit der Wehrpflichtigen beifügen. Arbeiter dieser Art werden wegen des geringsten Protestes prompt „nach der Front“ in die Vorderreihen geschickt, was natürlich eine beträchtliche Vermehrung der Unternehmerrmacht gegenüber diesen Arbeitern bedeutet. Der Umfang der Wehrpflichtigenausbeutung ist auch ziemlich groß. So fallen z. B. bei der Gesamtzahl der Arbeiter im Moskauer Industriebezirk von 259 669 auf die Wehrpflichtigen in diesem Bezirk in denselben Unternehmungen 50 832 oder ungefähr ein Fünftel.

Wenn man zu der Ausbeutung der unfreien und halb-freien Arbeit noch die erweiterte Ausnutzung der Frauen und Kinderkräfte hinzusetzt, die in der Kriegszeit ganz schrankenlos verwendet werden darf, so tritt das Kriegsbild der Arbeitsbedingungen in Rußland ziemlich deutlich hervor. Daß aber die Kinder- und Frauenarbeit wirklich ausgiebig angewendet wird, sieht man aus den folgenden Zahlen, die sich nur auf den Moskauer Industriebezirk beziehen: die Gesamtzahl der Arbeiter betrug Juni 1916 249 669, darunter Frauen, Jugendliche und Kinder 126 043, gleich 48 Prozent, Juli 1916 269 149, darunter Frauen, Jugendliche und Kinder 132 162, gleich 49 Prozent. Wie aber die Lage dieser Kategorie der Arbeiter aussieht, illustriert treffend ein kurzer, ganz naiver Brief, den einige 14—15 jährige Mädchen dem Redakteur

* In der Landwirtschaft bekommen die Gefangenen ca. 6—12 Rubel pro Monat. Um sie „zum Fleiß anzuspornen“, erhöhen manche Krautjunker den Lohn bis zu 75 Kopeken pro Tag; in derselben Zeit und Ort bekommt ein „freier“ Landarbeiter 2—2,6 Rubel pro Tag.

einer Provinzzeitung geschrieben haben: „Lieber Redakteur! Wir bitten Sie, beschützen Sie uns. Unsere Herren schlagen und beleidigen uns, sie schlagen uns auf den Kopf mit allem, was nur unter ihre Hände kommt . . ., aber wir arbeiten so wie Erwachsene, tragen Bretter und hämmern Nägel in die Kisten ein, aber man schlägt uns . . ., beschützen sie uns!“* Erinnert das nicht an die grausamen Zeiten der Leibeigenschaft?

Kurz und gut geht die Lohndrückerei und die Versklavung der Arbeit in Rußland mit großen Schritten vorwärts. Aber falsch wäre es, dieses Sachverhältnis als ein nur temporäres zu betrachten und meinen, daß alle diese Uebel ganz automatisch nach dem Kriege verschwinden werden. Natürlich werden einige Methoden unmöglich werden, so die Anwendung der Kriegsgefangenen- und Wehrpflichtigenarbeit, aber die allgemeine Tendenz wird bestehen bleiben. Schon jetzt bemühen sich die Unternehmer — und diese Bemühungen werden immer dringender und beharrlicher — von diesen angenehmen Zuständen alles Mögliche auch für die Friedenszeit zu bewahren: sie bitten um das Weiterbestehen der Genehmigung der unbeschränkten Ausbeutung der Frauen- und Kinderkräfte, um die Erlaubnis, auch weiter die kontraktmäßig gebundene Arbeit anzuwenden, um die Ausscheidung der Invaliden vom Schutz der Versicherungsgesetze usw. usw. Der Vorwand ist auch schon ausgefittigt und dieser Vorwand ist höchst charakteristisch: die Grubenindustrie wird nach dem Kriege ganz ohne Arbeiter bleiben, da sie „jetzt ausschließlich von den Kriegsgefangenen und importierten Arbeitern betrieben wird“. Die Regierung wird gewiß diesen Bemühungen entgegenkommen und sie wird suchen, die „Arbeiterfrage“ auch für die „demobilisierte“ Wirtschaft ganz leibeigenschaftlich zu lösen. Man muß dabei nicht nur mit einem weiteren Sinken des Reallohnes, sondern wahrscheinlich auch des Geldlohnes in der nächsten Zukunft rechnen.

Die Zukunft ist vollends bei einer Passivität der Arbeiter so ziemlich schwarz gefärbt. Aber diese Passivität ist schon vorüber, wie es eben die Massenstreiks in Petersburg, die Unruhen in Rußland beweisen. Der Ausweg liegt nur auf dem Wege des bittersten Kampfes, buchstäblich eines Kampfes ums Dasein. Diesen Weg geht die Arbeiterschaft Rußlands schon jetzt und diesen Weg wird sie auch weiter gehen. Dabei kann dieser Kampf nur als ein ausgesprochen revolutionärer Kampf geführt werden.

Die revolutionären Sozialdemokraten Rußlands arbeiten aus allen Kräften auf dieses Ziel hin. Und wenn im Jahre 1907 die russische Revolution nicht so sehr durch die Bajonette der Bauernarmee als durch die Hülfe des internationalen Kapitals besiegt wurde, so wird die Lage in den alten kapitalistischen Ländern jetzt schwerlich dem internationalen Finanzkapital erlauben, die Büttelrolle des Jahres 1907 der russischen Revolution gegenüber zu spielen. Das internationale Zusammenwirken der umwälzenden Kräfte liegt vielmehr im Bereiche der Möglichkeit. Euaenja Bogdanowa.*

* Angeführt auch im „Njetsch“ 1. 1. 1917.

Gewerkschaftsprobleme.

Die Gewerkschaften nach dem Kriege.

Auf die Entwicklung der Gewerkschaften wirken die wirtschaftlichen Zustände außerordentlich stark ein. Wie sie sich nach Friedensschluß gestalten werden, läßt sich heute schon einigermaßen absehen. Der Krieg hat ungeheure Werte: Arbeits- und Zeugungskraft, Geld, Gebrauchs- und Produktionsmittel zerstört. Die Friedenszeit wird außerdem mit der ungeheuren, zehrenden Schuldenlast bepackt und vor die gewaltigsten Regenerationsaufgaben gestellt. Auf die verschiedenen Gesellschaftsklassen verteilt sich der Verlust in sehr verschiedener Weise. Ungeheuerlich ist die Arbeiterklasse getroffen worden. Ihre kleinen Reservefonds sind aufgezehrt, ihre Arbeitskräfte zerstört oder stark herabgesetzt, die Lasten durch Teuerung und Steuern riesig gesteigert. Auch einzelne Kapitalistenschichten haben Einbuße erlitten. Den meisten aber ist es mindestens gelungen, ihre Position zu halten. Dagegen haben Industrielle, Kaufleute und Spekulanten märchenhafte Gewinne eingeheimst, und diese Gewinne waren und sind um so beträchtlicher, je größer die arbeitende Kapitalmacht ist. Das bezeugen die Abschlüsse der Aktiengesellschaften. Hier wurden Milliarden aufgehäuft, während der Gesamtwirtschaft das Zehn- und Mehrfache verloren ging. In der Zeit also, wo das Gesamtvermögen furchtbare Schläge erlitt, füllte eine kleine Schicht von Riesenkapitalisten ihre Beutel und Geldschränke. Der Verlust der anderen ist also noch bedeutend größer als der Gesamtverlust am Volksvermögen. Das heißt, die Klassegegenätze haben sich in einer alles bekannte Maß überschreitenden Weise zugespitzt. Das Großkapital hat seinen Gewinn, wie die Bilanzen, die Neugründungen (Krupp u. a.), die Herausgabe neuer Aktien beweisen, zur inneren Festigung benutzt. Es tritt mit einer stärkeren Rüstung in die Arena der wirtschaftlichen Kämpfe. Der Mittelstand ist stark proletarisiert. Der Frieden wird ihm eine verstärkte Konkurrenz und damit neue Leiden bringen. Nach dem Friedensschluß wird es noch deutlicher werden, daß es im Kapitalismus schließlich nur noch ganz Arme und ganz Reiche gibt.

Die Kriegsteuerung dürfte etwas zurückgehen. Wer sich da aber allzu kühnen Erwartungen hingibt, wird tief enttäuscht werden. Auf Jahre hinaus mindestens werden die Weltmarktpreise über dem normalen Niveau stehen. Die vollkommen erschöpften Märkte der kriegsführenden Länder und der Neutralen müssen erst wieder auf die normale Höhe gebracht werden und in den am schwersten mitgenommenen Gegenden und Industrien wird manches Jahr verstreichen, ehe die alte Produktivität wieder erreicht ist. Wer aber dürfte hoffen, daß etwa die brotverteuernde Zollpolitik aufgegeben wird, jetzt wo die offizielle Sozialdemokratie nach schicklichen Redensarten sucht, um sich mit ihr auszusöhnen?*

* Von Interesse dürfte sein, auf die Argumentationen des Herrn Calver, des Lehrmeisters der Schippel, Kaliski und der übrigen Gewerkschafts-Nationalökonomien, hingewiesen zu werden, mit welchen er gegen die Höchstpreispolitik vom Leder zog. Er meinte, diese Politik verhindere die volle Ausnutzung des Marktes, sie hintertreibe damit große Gewinne und unterbinde die Kapitalakkumulation. Ohne genügende Schatzbildung in den Händen der Kapitalisten sei aber die Aufbringung der Kriegsanleihe ausgeschlossen.

Das Reich muß neue Steuerquellen suchen, es kann keine verstopfen. Milliarden sind nötig für die Verzinsung der Anleihen, Milliarden vielleicht für die Unterstützung der Krüppel, Witwen und Waisen, Milliarden künftig für das Heerwesen, das neubewaffnet, reorganisiert und verstärkt werden wird. Die Wirtschaft der Einzelstaaten ist schlimm mitgenommen worden, und die Gemeinden haben neue ungeheure Lasten aufgeschafft bekommen. Steuern müssen das alles aufbringen, und wenn wir eine Erhöhung des Durchschnittsteuerbetrags um 500 Mk. pro Familie ins Auge fassen, so sind wir uns bewußt, daß wir über die Massen vorsichtig vorgehen. Natürlich wird der Steuerbetrag für Arbeiterfamilien etwas unter diesem Durchschnitt liegen. Zu vergessen ist aber nicht, daß voraussichtlich die Wohnungsmieten um mindestens ein Viertel steigen werden.

Der Uebergang in die Friedenswirtschaft wird nicht so leicht vor sich gehen, wie seinerzeit der in die Kriegswirtschaft. Damals waren die Verhältnisse nach kapitalistischen Begriffen gesund und nur etwas beunruhigt. Damals war ein mächtiger zahlungsfähiger Auftraggeber da, das Reich. Jetzt zerplittert sich die Wirtschaft wieder. Dazu kommt die Entwertung des deutschen Geldes, die durch das Mißverhältnis zwischen Ein- und Ausfuhr verursacht wird. Das wird noch lange anhalten und wesentlich zur Erschwerung der Lage beitragen. Außerdem werden manche Industrien um die nackte Existenz zu kämpfen haben, so besonders die Textilindustrie, die in Amerika eine Konkurrenz finden wird, vielleicht ähnlich der, welche der Handwebstuhl im vorigen Jahrhundert in der modernen englischen Industrie fand.

So sind die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse äußerst ungünstig. In derselben Richtung aber wirken auch die Zustände auf dem eigentlichen Arbeitsmarkte. Die Kriegswirtschaft hat zunächst eine große Erfahrung gebracht. Sie hat gezeigt, daß beinahe jeder gelernte Arbeiter durch Ungelernte und Angelernte zu ersetzen ist, und daß selbst Arbeiten, die die höchsten Anforderungen an die Körperkräfte stellen, durch Frauen ausgeführt werden können. Entwertung der Arbeitskraft ist die Folge. Dazu kommt die riesenhafte Zunahme der Frauenarbeit, die kaum zurückgehen wird. Dazu kommt ferner die Konkurrenz der Kriegskrüppel. Dazu weiter die proletarisierten Elemente aus dem Mittelstande, die sich durch einen besonderen Mangel an Solidarität auszeichnen werden.

Also Stärkung der Kapitalmacht, verstärkter wirtschaftlicher Druck, Verschärfung der Konkurrenz der Arbeiter untereinander, Entwertung der Arbeitskraft; das sind die Voraussetzungen für die künftige Gewerkschaftsarbeit.

Die Weiterentwicklung der alten Gewerkschaften.

Bei dieser Lage der Dinge erscheint uns als gewiß, daß bald nach dem Kriege, wenn das erste Ruhebedürfnis befriedigt ist, notwendigerweise große wirtschaftliche Kämpfe ausbrechen müssen. Die Arbeiterschaft kann die ungeheure Verschiebung der wirtschaftlichen Zustände nicht fatalistisch hinnehmen. Von früheren Kämpfen

Es ist die konsequent bürgerliche Auffassung und wir werden bei sogenannten Sozialdemokraten noch allerlei Rücksichten auf die Kapitalakkumulation erfahren, wenn es sich um die Frage der direkten oder indirekten Steuern handelt.

werden diese sich schon dadurch unterscheiden, daß mehr die ungelerten Arbeiter und Frauen ihre Träger sind. Allein das schon würde andere Forderungen an die innere Organisation der Verbände stellen. Aber es fragt sich überhaupt, ob die jetzigen Gewerkschaften fähig sind, die Erwartungen zu erfüllen, welche die Arbeiter an sie stellen werden. Wir sehen, wie die Gewerkschaftsleitungen in den Kurs der Trade-Unions geraten sind, der in England bereits vor dem Kriege Bankrott gemacht hat, der dort zur Demoralisierung der Verbände geführt hat. Wir sehen, wie schon vor dem Kriege die Rücksicht auf die Gewerkschaftskassen die kampffeindliche Cunctator-taktik (vergl. Nr. 28 der Arbeiter-Politik) hervorbrachte. Darf man hoffen, daß die Schliche, Legien, Leipart e tutti quanti kampffreudiger sein werden als früher? Das darf man wohl nicht. Es gibt freilich immer noch wackere Leute, die schon die Messer wegen, für das Rüblein, das zu Ehren der Heimkehr dieser verlorenen Söhne geschlachtet werden soll. Ihre Zahl schrumpft zwar zusammen, dafür pflanzt die Hoffnung des Parteizentrums ihr entblätteres Stämmchen auf einem anderen Grabe auf. Nach dem Kriege werde es gelingen, die Leute vom 7. August in den Gewerkschaften zu entfernen. Deshalb dürfe jetzt der Streit nicht auch noch in die Gewerkschaften getragen werden. Ruhe ist die erste Genossenschaft!

Nun hat sich schon in der Partei gezeigt, wie eitel solche Hoffnungen gewesen sind. Sie scheiterten daran, daß die Parteibureaucratie den Parteiapparat in der Hand hat. Die Herrschaft der Gewerkschaftsbureaucratie ruht aber auf viel festerer Grundlage als die der Parteibureaucratie, wie wir in unserer ersten Betrachtung skizzierten. Dazu ist sie homogener, gefestigter und rücksichtsloser als die der Partei, die Gewerkschaften aber weiter von der freien Demokratie entfernt und der bürgerlichen Ordnung enger angepaßt. Es gibt kein praktisches Mittel, sie auf legalem Wege zu stürzen. Es ist eine Illusion, die bestehenden Organisationen aus dem lauen Gollstrom des Trade-Unionismus herauszureißen zu wollen, zumal immerhin breitere Schichten der Arbeiterklasse ihren Vorteil in dieser Strömung suchen werden.

Lassen sich aber die Gewerkschaften wirklich auf große Entscheidungskämpfe ein, so setzen sie dabei ihre Existenz aufs Spiel. Sahen wir doch schon im Jahre 1910 die Unternehmer im Baugewerbe, welches sich doch eben erst zu einer modernen Großindustrie mit stark konzentriertem Kapital entwickelt, drauf und dran, die Organisation zu zerschmettern. Hatte doch gerade die Cunctator-taktik in der Furcht vor der Vernichtung der Organisation ihres Daseins Ursache. Das durch den Krieg gewaltig gestärkte Kapital wird rücksichtslos den Gegner niederzuwerfen suchen. Die Hoffnung aber auf die Hilfe der während des Kriegs bekehrten öffentlichen Meinung oder gar auf die bürgerlichen Parteien ist nur eine der vielen Lächerlichkeiten, die heutzutage aufdringlich sind wie die Fliegen im Herbst. Der Organisationsapparat der Gewerkschaften ist heute viel zu stark belastet, als daß er solchen Stürmen gewachsen sein könnte. Kampfloses, unbefriedigendes Lavieren oder Aufopferung der Organisation ist das Dilemma. Die maßgebenden Kräfte haben es schon entschieden.

Unsere Parole.

Kann nun einfach die Parole für die wirklichen

Klassenkämpfer sein: Heraus aus den Gewerkschaften, überlaßt sie ihrem Schicksal? Ebensovienig wie diese Parole gegen die verräterische Parteileitung erhoben wurde. Man darf keine Position aufgeben, ehe über ihren Besitz entschieden ist. Der Kampf um die Positionen wird die Arbeiterklasse zur Stellungnahme zwingen. Er wird die Gegensätze in ihrer Schärfe herausarbeiten, wird die Vermittler und Vermantscher isolieren, die zwischen Furcht und Hoffnung Taumelnden zu klarer Einsicht in die Tatsachen und entschlossener Haltung bringen. Er wird zugleich auch die Möglichkeiten und Notwendigkeiten der neuen Organisationsformen in der lebendigen organischen Entwicklung und nicht als Produkt abstrakter Grübeleien aufzeigen. Also Auskämpfen der Gegensätze! Und zwar dies schon heute, wo und soweit sich Gelegenheit dazu bietet.

Die neuen Formen der gewerkschaftlichen Organisationen.

Aus den Kämpfen um die Organisationen und aus den wirtschaftlichen Kämpfen der kommenden Friedenszeit werden sich die neuen Formen der Gewerkschaftsbewegung herauskristallisieren. In rohen Umrisen lassen sie sich aber schon heute voraussehen. Sie müssen sich den künftigen Kämpfen anpassen, den Auseinandersetzungen mit dem übermächtigen Kapital. Sie werden vorwiegend den ausgeprägten Charakter von spontanen Machtproben haben, bei denen schwer organisierbare Elemente den Ausschlag geben: ungelerte, weibliche und jugendliche Arbeiter, das Element, das schon heute die überaus starke Fluktuation in den Gewerkschaften erzeugt. Im Wesen würde das auch nicht etwas den bisherigen Erfahrungen der Gewerkschaftspraxis durchaus Fremdes bringen, denn mit fast einziger Ausnahme der Bauarbeiterausperrung von 1910 und des Werftstreiks von 1913 sind auch in Deutschland und mehr noch in England und Amerika die großen historischen Streiks spontan ausgebrochen, getragen von bis dahin überwiegend unorganisierten Massen, die sich erst während des Kampfes den Verbänden anschlossen, welche wiederum auch erst nach seinem Ausbruch die Leitung übernahmen.

Um diesen Voraussetzungen zu genügen, müßte die künftige Organisation beweglicher und anpassungsfähiger gestaltet werden. Dabei wird nach den Unterstützungseinrichtungen, die ja durchaus historisch notwendige Maßregeln waren, aber die Versteinerung und Bureaucratifizierung der Gewerkschaften förderten, kaum ein Bedürfnis auftreten. Viel zu sehr wird angesichts der Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse das Streben der Arbeiterklasse auf die Befriedigung der allernächsten Bedürfnisse, denn auf die Sicherung der Zukunft gerichtet sein. Die jetzige Höhe der Gewerkschaftsbeiträge wird für die breiten Massen unerschwinglich sein.

Nur scheinbar ist das ein Rückschritt in der Entwicklung, obwohl dieser Vorwurf gewiß erhoben werden wird. Vielmehr haben wir hier eine Erscheinung, die in der Geschichte des Kriegswesens öfters beobachtet wurde. Sie läßt sich z. B. vergleichen mit der Verdrängung und Vernichtung der aus schwergewappneten Qualitätskriegern zusammengesetzten Ritterheere durch die leichte mit Spießen, Hellebarden und Schwertern bewaffneten und auch in der Zahl nur wenig überlegenen Bauernheere der schweizer Reisläufer. Die fortgeschrittene Taktik gab den Aus-

Die Ueberlegenheit der neuen Organisation wird durch eine bessere Anpassung an den modernen wirtschaftlichen Organismus geschaffen werden müssen. Die heutige gewerkschaftliche Organisation ist aus der Berufsgliederung hervorgegangen. Sie hat sich, mühevoll gegen zahlreiche Hemmnisse ankämpfend bis zum Industrieverband entwickelt. Für die künftigen Massenbewegungen ist er eine unzureichende Organisationsform, wie er sich schon beim Werftarbeiterstreik als unzureichend erwiesen hat. Die moderne Großindustrie hat in ihrer Entwicklung alte Berufe zerstört und ungelerten Arbeitern überantwortet, zwischen anderen die Trennungslinie verwischt, in der Förderung der Arbeitsteilung aber eine große Zahl neuer Berufe geschaffen. Ueberaus stärker aber noch als die Arbeitsteilung hat die Arbeitsvereinigung gewirkt. Gewaltige Riesenbetriebe haben sich die mannigfaltigsten Berufsgruppen organisch eingegliedert, die Grenzen ihrer Selbständigkeit niedergeworfen und sie technisch und sozial voneinander abhängig gemacht.

Die Arbeiter dieser Riesenbetriebe verteilen sich heute durchweg auf verschiedene Industrieverbände, zwischen denen bei allen großen Bewegungen Reibungen entstehen, die in den meisten Fällen die Bewegung selbst zum Stillstand bringen. Schon vor dem Kriege begann sich deshalb die Erkenntnis durchzusetzen, daß die Berufsorganisation veraltet ist und die Entwicklung über den Industrieverband hinaus zu einer Organisation auf breiterer Grundlage geführt werden muß, die sich, natürlich angepaßt, auf Betriebe gliedert.

Imperialistische oder Klassenpolitik.

Abgesehen davon, daß die Gestaltung des politischen Kampfes wesentlich auf diese Entwicklung einwirken wird, ist es natürlich ausgeschlossen, daß sie glatt zu den hier theoretisch gefundenen Zielen eilen wird. Die heutigen Gewerkschaften sind vorzugsweise Organisationen der gelerten Arbeiter im Mittelbetrieb. Das sind dieselben Schichten, die heute die Anhängerschaft der Parteirechten und des Parteizentrums stellen. Sie werden sich auch nur schwer von den alten Verbänden lösen. Aus der Arbeiterschaft der Riesenbetriebe muß die Gewerkschaftsbewegung hervorgehen. Diese aber ist auch berufen zu den großen Entscheidungskämpfen der Zukunft. Die Gewerkschaftsführer erkennen die Gefahr sehr wohl, gerade jene Arbeiterschichten zu verlieren, die die Zukunft für sich haben. Die imperialistische Politik der Industrieverbände soll diese Schichten an die alten Verbände ketten, die Schaffung neuer Arbeitsgelegenheit durch den Imperialismus mit seinen Rüstungen zu Wasser und zu Lande, mit seiner Kolonialpolitik, mit seiner „friedlichen Durchdringung“ halbbarbarischer Länder soll der Köder sein. Das zeigt deutlich den bis in den Kern reaktionären Charakter dieser Politik auf. Aber sie wird und muß scheitern, denn die Arbeiterschaft der modernen Riesenbetriebe ist die gesündeste Klasse der Gesellschaft. Sie wird nicht für das Linsengericht eines vermeintlichen Augenblicksvorteils das Erstgeburtsrecht ihres Klasseninteresses verkaufen. W. Meppen.

Ein holländischer Rohlentruft.

Unser holländisches Bruderblatt, die „Tribüne“, bringt in ihrer Nummer vom 5. März unter der Ueberschrift:

„Sicher kein Krieg mit Deutschland“, folgenden Aufsatz:

Vor einigen Wochen ist im Haag eine Gesellschaft mit 20 060 000 Gulden Kapital, von denen bereits 12 048 000 Gulden eingezahlt sind, gegründet worden, genannt Niederländische Gesellschaft zur Ausbeutung von Kohlenfeldern. Binnen kurzem soll außerdem eine Obligationsanleihe von 10 000 000 Gulden als erste 6 prozentige Hypothek ausgegeben werden. Zum Direktor ist Prof. P. de Boops bestimmt worden. Als Aufsichtsräte treten auf Westerman, Präsident der Rotterdamer Bankvereinigung; A. Gips, Direktor der Niederländisch-Amerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Holland-Amerika-Linie“ zu Rotterdam; J. B. Vonckheer, Direktor der Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Niederland“ zu Amsterdam; J. A. Kretschmar van Veer, Direktor der Gesellschaft zur Ausbeutung von Staatseisenbahnen und der Holländischen Eisenbahngesellschaft zu Utrecht; Dr. G. L. F. Philips, Direktor der Vereinigten Glühlampenfabriken „Philippus“ zu Eindhoven; B. E. Ruys, Direktor der Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Rotterdamer Lloyd“ zu Rotterdam; Dr. F. G. Waller, Direktor der Niederländischen Spiritusfabrik zu Delft; F. H. Fentener van Blissingen, Direktor der Steinkohlen-Handelsvereinigung zu Utrecht. Der erste und der letzte dieser Herren sind Vorsitzender resp. Sekretär des Aufsichtsrats.

In verschiedener Hinsicht ist diese Gründung bedeutungsvoll. Man sieht hier wieder, was man gegenwärtig fast täglich beobachten kann, wie das niederländische Großkapital sich in seiner Weise auf die Zukunft vorbereitet, gewizigt durch die freiwillig oder auf Regierungsbefehl hin durchgeführte und alles auf diesem Gebiet Bekannte übertreffende Kapitalkonzentration im Auslande. Natürlich fragen sich diese Herren in erster Linie, wie sie sich ihrer Profitinteressen auf der alten oder auf breiterer Grundlage versichern können. In der Ungenüßigkeit, wie sich die Warenproduktion und der nationale und internationale Warenverkehr gestalten möge, folgen sie dem ausländischen, vor allem deutschen Vorbild und konzentrieren sich. Sie konzentrieren ihre Macht nicht allein auf ihrem eigenen Gebiet, d. h. nicht allein eine Bank mit der anderen, eine Schiffahrtsgesellschaft mit der anderen, sondern auch darüber hinaus Banken, Dampfschiffahrts-Gesellschaften, Eisenbahngesellschaften usw. untereinander. Sie begreifen, daß es in näherer oder fernerer Zukunft zu gewaltigen Kämpfen kommen wird. Sie rechnen auf allen Gebieten auf eine scharfe Konkurrenz zwischen den verschiedenen jetzt kriegführenden Ländern und auf inländische Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit, und sie sehen ein, daß sie gegenüber allen Möglichkeiten vereinigt mehr bedeuten als getrennt. Nicht zum Mindesten auf dem Gebiete der Staatsmacht, im Kabinett eines Ministers, in der Kammer oder sonstwo bedeutet der Einfluß aller Banken, aller Dampfschiffahrts-Gesellschaften usw. zusammen mehr als die Aktie des Herrn H. von der und der Bank oder des Herrn J. von der und der Dampfschiffahrtsgesellschaft. Im ersten Falle (der internationalen Konkurrenz) sprechen sie von der allgemeinen oder, wie man heute sagt, nationalen Bedeutung, und im zweiten Falle (Wirkung auf die Staatsmacht) sagen sie sich, ist doch jedenfalls nichts unmöglich. Auch auf politischem Gebiet, d. h. in der planmäßigen Bekämpfung der Arbeiterbewegung erhoffen

die Herren Freude an ihrem Zusammenschluß zu erleben. In mehr als einer Beziehung, sagten wir, ist die Gründung dieser Gesellschaft von Bedeutung. Sowohl die Höhe des Kapitals (zusammen über 50 Millionen Mark) als die Namen der Aufsichtsräte zeigen, daß man es mit einem groß angelegten Unternehmen zu tun hat. Uebrigens ist nichts Geringeres geplant, als die Produktion in absehbarer Zeit auf 2,5 bis 3 Millionen zu bringen, dies ist so viel wie alle limburgischen Gruben zusammen produzieren oder ein Drittel des gesamten Steinkohlenverbrauchs in den Niederlanden vor dem Kriege. Offenbar geschieht die Gründung mit der Billigung des auch in den Niederlanden übermächtigen, ja alleinherrschenden deutschen Steinkohlenyndikats. Herr Fentener van Blissingen ist ja der Vertreter dieser, man kann fast sagen deutschen Regierungskreise hier in Holland. Vor allem ist zu berücksichtigen, daß die Terrains dieser Gesellschaft nicht in Holland, sondern in Deutschland, nahe an der holländischen Grenze liegen.

Es ist undenkbar, daß diese Herren glatter Hand 20 Millionen ausgeben, wenn sie nicht mit großer Sicherheit, ja Gewißheit darauf rechnen können, daß Holland nicht in den Krieg kommt mit — Deutschland. Wo anders als bei der niederländischen Regierung sollen sie diesbezügliche zufriedenstellende Erklärungen erhalten haben? Das stimmt damit überein, was diejenigen immer erklärt haben, die die Aeußerungen und Handlungen unserer vaterländischen Imperialisten ständig verfolgen, nämlich, daß die holländische Bourgeoisie überwiegend prodeutsch ist, d. h. daß sie den größten Vorteil von einem Zusammengehen mit Deutschland erwartet. v. L.

Reformistische Quacksalbereien.

Den Propheten der praktischen Vernunft, die gegenwärtig den deutschen Arbeitern eine hausbackene Schrippenweisheit predigen, werden allmählich um ihre Gottähnlichkeit bange. Sie haben den Arbeitern eine Interessensharmonie mit dem nationalen Unternehmertum gepredigt. Langsam leuchtet den Arbeitern ein, daß der Krieg ein außerordentlich gestärktes Unternehmertum hinterlassen wird und eine dunkle Erinnerung aus früheren Zeiten sagt ihnen, daß zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum nicht Wohlverhalten und Wohlwollen, sondern allein die Macht entscheidet. In ihrer Not suchen sie ihr Heil in allerhand Schwärmereien, die bisher zum stehenden Inventar sozialer Gesundheitsbeter gehörten. Nachdem sie aufgehört haben, das Proletariat durch seinen Sieg aufzuheben, wollen sie es jetzt aus der Welt schaffen, indem sie aus dem Proletarier einen Kleinbürger machen. Gebt dem Arbeiter Grundbesitz und ihr löst mit der Agrarfrage die soziale Frage, zugleich wird der Arbeiter alle „revolutionären Phantastereien“ aufgeben und ein braver Spießbürger werden.

Eigenheime und Grund und Boden für Arbeiter und Kriegsinvaliden war eines jener Schlagworte, das zur Heilung der sozialen Wunden des Krieges kurz nach Kriegsbeginn in die Welt trompetet wurde. In der sozialistischen Literatur wurde diese Parole — abgesehen von Peus, der auch dieses Steckenpferd schon längst durchgeritten hat — in der „Glocke“ von einigen Amateursozialisten aufgenommen. Langsam ist es damit stiller geworden, nachdem man sich der großen Schwierigkeiten

der Sache bewußt geworden war. Die schönen Pläne, Kriegsinvaliden in hellen Scharen anzusiedeln, werden schon daran scheitern, daß einfach keine Mittel dafür vorhanden sind, ganz abgesehen von den übrigen Schwierigkeiten. Dafür ist umso größer die Gefahr, daß die Großindustrie stärker noch als früher ihre Arbeiter in Kolonien anzusiedeln versuchen wird. Ein soziales Mäntelchen, bunt und billig, ist bald beschafft und so wie bei den großen Arbeiterkolonien im rheinisch-westfälischen Industriegebiet braucht die Sache auch nicht gemacht zu werden. Schon haben Gemeinden und Industrielle gemeinsam sogenannte Eigenheimgenossenschaften gegründet und finanziert, die von vornherein bestimmt sind, Pflanzstätten der gelben Verbände zu werden und in denen der Arbeiter in die Ketten des Hypothekenschuldners geschlagen wird.

Je leichter das Großkapital den Eigentumswerb in solchen Kolonien machen wird, umso drückender müssen jene Fesseln werden, umso sicherer wird das Ziel erreicht: Aufhebung der Freizügigkeit des Arbeiters und damit seine Kampfunfähigkeit. Ist diese Gefahr bei den Unternehmersiedlungen am größten, so ist sie doch mit jeder Selbsthaftmachung des Industriearbeiters verbunden und bei der sicher zu erwartenden Erschwerung der wirtschaftlichen Kämpfe nicht zu überschätzen. Umso bemerkenswerter ist es, wie nonchalant jetzt auch Herr August Winnig in einem Artikel: „Die neue Sozialdemokratie und die Gewerkschaften“, über diese Gefahren hinwegwischt. Er schreibt:

„Nicht weniger notwendig ist eine nachdrückliche Innenkolonisation, die das platte Land dichter besiedelt und die uns mit einer ergiebigeren Bodenbewirtschaftung eine Erweiterung und Festigung des inneren Marktes bringen soll. Das Schlagwort, man fessele damit abhängige Menschen an die Scholle, darf uns nicht länger abhalten, dieser Aufgabe unsere positive Mitarbeit zu widmen. Wäre diese Erwägung für uns wirklich zwingend, so müßten wir auch den Eigenhausbesitz in Gartenstädten und anderen genossenschaftlichen Siedlungen widerstreben. Denn die Bindung an einen bestimmten Arbeitsort liegt hier wie dort vor. Trotzdem haben wir diesen Bestrebungen unsere Teilnahme entgegengebracht, weil uns die Eroberung eines Stückchens Volkskultur wertvoller erschien, als die größere Bewegungsfreiheit des Proletariats in der Mietskasernen, weil wir keine Gelegenheit veräumen wollten, um dem großstädtischen Wohnungselend entgegenzuwirken, und weil wir schließlich in der Organisation eine Sicherung gegen die Gefahr haben, die dem Arbeiter aus der Gebundenheit an einen bestimmten Arbeitsplatz erwachsen könnte.“

Für die Volkskultur auf Kosten der Bewegungsfreiheit der Arbeiter! Nein, Herr Winnig, das gibt keinen Keim. Wo der Arbeiter seine Bewegungsfreiheit verliert, da ist seine Kultur bald dahin. Da steht er waffenlos seinem Feinde gegenüber und er muß kapitulieren. Kampf um Verbesserung der Arbeitsverhältnisse gibt es für ihn nicht mehr, nicht einmal Abwehr von Verschlechterungen. Bald verbleicht der Glanz des Eigenheims, die Spinnweben der Hypothekensorgen hängen sich in die Ecken und im Häufel sitzt ein versorgter und verschüchterter Mann.

Berichtigung.

In der Nr. 11, Seite 84, 1. Spalte, 3. Zeile von oben heißt es: „Das Bewußtsein aber, die Geschichte der Arbeiterklasse in die eigene Hand nehmen zu müssen, wächst in den Massen der Arbeiter gerade im gewaltigsten Stile darstellt.“ Es muß heißen: „Das Bewußtsein aber, die Geschichte der Arbeiterklasse in die eigene Hand nehmen zu müssen, wächst in den Massen der Arbeiter gerade im jetzigen Kriege, der eine Aktion der Massen im gewaltigsten Stile darstellt.“

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

2. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 13

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
Amunderstraße Nr. 23.

Bremen, den 31. März 1917

Einzel-Nummer 15 Pfg. Durch
die Post bez.: monatlich 60 Pfg.,
vierteljährlich 1.80 M. o. Bestellschein

Inhalt:

Die Konferenz der Arbeitsgemeinschaft . . .	Seite 97
Die Triebkräfte der russischen Revolution . . .	97
Bagdad	98
Das Zentrum der Partei und die Kriegsfragen Von R. R.	100
Erklärung	102
Feuilleton:	
Der heftige Landbote	103
Zeugen und Rufen	104

Die Konferenz der Arbeitsgemeinschaft.

Die nunmehr veröffentlichten Leitätze der Arbeitsgemeinschaft, die am 6. April ihrer Konferenz zur Annahme vorgelegt werden sollen, zeigen, daß sich die Arbeitsgemeinschaft als stramm organisierte Zentrumsparterie konstituieren will. Sie schafft eine Zentralisation, in deren Rahmen es für eine zentrale linksradikale Organisation keinen Platz geben wird. Sie erklärt das Erfurter Programm als einstweiliges Banner, obwohl unter diesem Banner, unter Berufung auf die Grundsätze von Erfurt, die zentriemlichen Abgeordneten am 4. August 1914 mit den Sozialpatrioten zusammen marschierten.

Schon diese Sachlage würde einen losen, vorübergehenden Zusammenschluß mit den Zentrumsleuten, an den die Berliner Leitung der Gruppe „Internationale“ und ein Teil ihrer Anhänger als an eine vorübergehende Notwendigkeit gedacht hat, unmöglich machen. Eine lose, uns in unserer Tätigkeit nicht hindernde Verbindung ist von den Zentrumsleuten abgelehnt. Sie schlagen keine Zelte auf, sondern mauern ein Haus. Es gibt also keine Wahl: **die Linksradikalen müssen eine eigene Partei gründen.**

Dies macht uns auch die Aenderung in der internationalen Lage zur absoluten Notwendigkeit. Angesichts der Aufgaben, vor die sie die Linksradikalen stellt, wäre jedes organisatorische Sichbindenlassen durch das Zentrum die Beurteilung zur Passivität. Diese bedeutet aber in der gegebenen Lage: Selbstmord der Linksradikalen in Deutschland und Verrat nach außen.

Wir richten an alle Linksradikale die Aufforderung zum Zusammenschluß unserer Reihen und erklären, daß wir der Zentrumsparterie in keiner, auch nicht der losesten Form beitreten, die ihr beitretenden linksradikalen Elemente aber bekämpfen werden.

Die Triebkräfte der russischen Revolution.

1. Die Soldatenrevolution.

Keine Revolution war der vorhergegangenen ähnlich. Jede trug ein anderes Gesicht. Darum fragte man beim Ausbruch jeder Revolution: ist das eine Revolution? Man maß sie mit alten Schablonen, schüttelte verwundert den Kopf über ihre „Unregelmäßigkeiten“. Als am 27. Januar 1905 Hunderttausende Proletarier in Petersburg von einem Popen geführt, vor das Zarenpalais marschierten, da rümpfte mancher die Nase: Revolution, vom Popen geführt? Auch die Revolution, die am 9. März 1917 in Petersburg ihr Haupt erhoben hat, wird jetzt gemustert und geprüft.

Was bedeuten die Soldaten, die ihre Vorderzone mit großem Tumult erfüllen? Die russische Revolution 1905—1907 scheiterte äußerlich daran, daß es nicht gelungen war, das Heer auf die Seite des aufständigen Volkes herüberzuführen.

Wie mannigfaltig auch die tieferen Gründe des Zusammenbruchs der Revolution 1905 waren — er war bestimmt in erster Linie durch den Uebergang der Bourgeoisie auf die Seite des Zarismus, die Hilfe, die ihm das ausländische Kapital zukommen ließ. Außerlich wurde die Revolution durch die Bajonette der Bauern in Soldatenuniform niedergedrungen. In der Revolution 1917 stürmten die Soldaten der Petersburger Garnison Arsenale, verteilen Waffen unter das Volk, üben den stärksten Druck auf die Duma. Und dem widersteht sich nicht nur die jüngere Offiziersgeneration nicht, sondern selbst vom Widerstand der Armeeführer, der Generale Brussilow, Ruzkij, Ewerth, vernimmt man einstweilen nichts. Legt dies nicht den Gedanken nahe, daß der Anschluß der Soldatenmasse an die Arbeiter mit Zustimmung der Generalkität erfolgte, daß also die Revolution eine Militärrevolution sei, eine Reproduzierung der jungtürkischen Revolution des Jahres 1908 auf breiterer Basis?

Aber dem ist nicht so. Vorerst gilt es, die jetzt schon zweifellose Tatsache festzustellen, daß die Revolution mit Arbeiterunruhen, Massenstreiks und Demonstrationen begann. Zuerst schossen die Soldaten vielerorts. Erst